



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Boeck, Christopher: Junge Herzen : Erzählung : (Fortsetzung) : 23. Der Winter wird strenger

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

(Fortsetzung)

### 23. Der Winter wird strenger



er Tag nach dem Feste war der erste richtige Wintertag. Weit und breit lag Schnee.

Helene sah entzückt die Tanne in dem dicken, weißen Pelz stehn. Sie öffnete das Fenster, und der Schnee rieselte hinab. Da flog ihr ein kleiner Schneeball ins Gesicht. Er kam von Preben, der mitten in einer Schneewehe stand und sie bombardierte. Sie nahm den Schnee vom Fensterbrett und erwiderte seinen Wurf. Da wurde unten ein Fenster geöffnet, und Frau Lönberg rief scharf herauf: Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie die schlechten Instinkte der Kinder ermunterten.

Helene zog sich zurück, eilte zu Großmutter hinüber und erzählte ihr von dem Maskenball.

Großmutter hörte ihr immer bekümmert zu und dachte bei sich: Das vergibt die Bürgerschaft der Umgegend ihr nicht!

Und leider sollte sie Recht bekommen. Helene hatte aus dem Morgengruß der Kanzleirätin eine Kriegstrompete herausgehört. Und auch sie irrte sich nicht. Die Apothekerin hatte mit eignen Augen gesehen, daß diese unbedeutende Kopenhagnerin ihre Tochter in den Schatten stellte. Und während der Kanzleirat den Mänsch ausschloß, hatte sie Desideria im Nebenzimmer schluchzen hören.

Aber was sollte sie tun?

Eine andre Gouvernante konnte sie schon bekommen. Aber die Kinder hingen an ihr, und Großmutter protegierte sie.

Das beste war, wenn sie sich selbst unmöglich machte! Wie sollte das aber nur geschehen?

Denn was sie auch tun mochte, immer gefiel sie den Leuten.

Ob sie aber diesmal nicht doch zu kühn gewesen war? Frau Lönberg hatte eine Ahnung davon.

Sie war zu ungeniert in ihrem Benehmen dem Stammherrn gegenüber gewesen. Das konnte den Eltern unmöglich gefallen.

Am Nachmittag kamen der Medizinalrat mit Frau und Tochter gefahren, um über die Ereignisse der Nacht zu schwätzen. Und der Medizinalrat erzählte, daß er heute Mittag zum Gutsverwalter gerufen worden sei, der an Influenza erkrankt wäre. Dort habe er erfahren, daß der Stammherr heute über Hals und Kopf abgereist sei, um seine Studien zu vollenden — eine eingehende Untersuchung der Lebensweise der Zigeuner, fügte er böshast hinzu.

Im Laufe der Woche wußte dann die ganze Gegend, daß der Stammherr weggeschickt worden sei, um sein Herz vor bürgerlichen Leidenschaften zu bewahren.

Nun, was sagen Sie denn zu ihrem Auftreten, Frau Kanzleirat? fragte die Medizinalrätin.

Sie ist im Besitz einer großen Gardiesse! antwortete die Apothekerin.

Hierzu bemerkte der Medizinalrat: Sie ist frech — abscheulich —

Vater! sagte Verta flehentlich.

Aber du hast es gestern Abend doch selbst gesagt —

Naerum! sagte seine Frau warnend.

Der Apotheker, der sich herumgedreht hatte, klopfte auf das Barometer und sagte nichts.

Helene erschien erst spät.

Als man beim Abendbrot saß, sagte Desideria auf einmal: Ich höre, der Stammherr ist plötzlich weggerast.

Weggeschickt worden! sagte der Medizinalrat mit Nachdruck.

Es machte offenbar keinen Eindruck auf Helene.

Nach einer Weile rief der Medizinalrat: Aber wo war nur Holmfied geblieben? Er war ja der Mönch, dem Sie so hübsch wahr sagten, Fräulein Rörby! — Au! — Zum Auckuck! Wer tritt mich denn auf den Fuß?

Einen Augenblick später sagte Berta: Sie haben sich doch hoffentlich gestern Abend nicht erkältet, Fräulein Rörby?

Nein, weshalb sollte ich mich erkälten?

Es kann doch nicht jeder Mensch vertragen, ein so leichtes Zigeunerkostüm anzuhaben!

Helene sah sie fest und durchdringend an und sagte lächelnd: Ich kann viel vertragen, viel mehr als das!

Nach dem Abendbrot wurde Grog angeboten.

Helene, die den Medizinalrat in- und auswendig kannte, rächte sich an den Damen, indem sie ihm alles, was zu einem Grog gehörte, brachte; sie präsentierte ihm eine Zigarre, ja sie strich sogar das Streichholz für ihn an.

Dann setzte sie sich ans Klavier und sang:

Was will nur der Bach?

Sagte das Gras.

Der schäumt ja und schwillt,

Zum Überlaufen voll,

Und tobt und brüllt,

Als wäre er toll!

Was ich will? sagte der Bach, und er lachte, daß es klang,  
Luftig machen will ich euch nur mit meinem Gesang!

Was will nur der Bach?

Sagte der Baum.

Der zerrt mit seinem kalten

Wasser einem am Fuß,

Daß man in seine alten

Knochen die Gicht kriegen muß!

Was ich will? sagte der Bach, und er lachte, daß es klang,  
Luftig machen will ich euch nur mit meinem Gesang!

Was will nur der Bach?

Sagten die Leute.

Der Kerl spricht so keck,

Läßt keinen in Ruh,

Hat vor niemand Respekt —

Wir schütten ihn zu!

Was ich will? sagte der Bach, und er lachte, daß es klang,  
Luftig machen will ich euch nur mit meinem Gesang!

Das Lied wurde so herausfordernd gesungen, daß es seine Wirkung nicht verfehlte.

Die zuhörenden Damen sahen sich sprachlos an. Aber der Medizinalrat, der so geseffen hatte, daß sich seine und Helenens Augen hin und wieder begegneten, war auf einmal wie verzaubert. Er rief Bravo nach dem Gesang und dankte Helene warm.

Sie erhob sich und sagte, während ihre Augen über die Gesellschaft glitten: Ich muß mich bedanken für die große Aufmerksamkeit, mit der Sie das kleine Lied angehört haben, und mit der Sie überhaupt meine geringe Person beehren.

Der Medizinalrat sprang auf, eilte auf sie zu und wollte eben etwas sagen, als ihn die Medizinalrätin am Arm faßte und bemerkte: Naerum, es ist angepannt! Sören hat schon lange gewartet.

Sa, jetzt höre ich ihn mit der Peitsche knallen, murmelte Naerum.

\* \* \*

Helene merkte bald, daß sich die Stimmung in der Gegend noch mehr gegen sie gewandt hatte.

Als sie einen Besuch bei Hansen=Bjergs machte, war die Pröpstin ungewöhnlich zurückhaltend, und der Propst ließ sich gar nicht sehen.

Die Pröpstin hatte von seiner Annäherung an Desideria erfahren, die ihr das in verbäumter Weise erzählt hatte, um zu beweisen, wie Helene allen Männern den Kopf verdrehe.

Denken Sie nur, sagte sie zu Frau Hansen=Bjerg, auf dem Ball war ein Herr im Domino, der mich für Fräulein Rörby hielt!

Wie war denn das? fragte die Pröpstin.

Sa, er führte mich in ein Boudoir, sagte, daß er, da uns hier keine „inquisitorischen“ Augen verfolgten, gern meine „sonore“ Stimme hören wolle, und machte mir den Vorschlag, mich zu demaskieren.

Eine brennende Röte stieg in die Wange der Pröpstin, denn „sonor“ und „inquisitorisch“ waren Lieblingsausdrücke des Propstes, was Desideria sehr wohl wußte, und weshalb sie auch diese Worte stark betont hatte.

Berta hatte ihrer Mutter erzählt, was der Stammherr als Figaro zu ihr gesagt hatte. Ihn wagten sie freilich nicht zu blamieren, aber selbstverständlich hatte seine Äußerung über Berta in ihnen beiden einen flammenden Haß gegen die Gouvernante entzündet.

Eines Nachmittags, Helene saß in ihrem Zimmer und las, merkte sie, daß die Lampe im Begriff war auszugehen.

Sie hörte Stine, die die Schlafzimmertür zurechtmachte, draußen auf dem Boden gehn.

Da ging Helene hinaus und bat sie, gleich etwas Öl auf die Lampe zu gießen.

Nach einer Weile, Helene saß am Fenster, trat zu ihrer großen Verwunderung Desideria mit der unangezündeten Lampe ein, die sie auf den Tisch stellte, dann sagte sie: Ich soll von Mutter grüßen und sagen, diesesmal wolle sie es Ihnen nicht verweigern, aber Sie brauchen viel zu viel Petroleum, Fräulein Rörby.

Da sprang Helene auf und sagte mit beherrschter aber bebender Stimme: Ich möchte Sie bitten, die Frau Kanzleirätin darauf aufmerksam zu machen, daß dies ein sehr kleines Fassin ist, und daß ich die Lampe schon früh habe anzünden müssen.

Dann hätten Sie ja in die Wohnstube hinunterkommen können!

Um deine angenehme Gesellschaft zu genießen? ertönte Großmutter's Stimme in der offenen Tür. Der Mond schien ins Fenster und beleuchtete die drei erregten Gesichter.

Als die beiden wieder weggegangen waren, ließ Helene Lampe Lampe sein. Das Wetter sah so einladend aus, und es war nicht so viel Schnee gefallen, als daß sie sich nicht hätte hinauswagen können. So radelte sie denn hinaus.

Es war klares, stilles Frostwetter. Der Wind hatte sich gelegt, die Sterne schimmerten, und der Vollmond schien auf die weiße Winterlandschaft herab, auf den Kirchhof und auf die weißen Kreuze auf den Gräbern.

Sollte man denn hier im Leben niemals Frieden finden, bis man da drinnen in dem stillen Garten der Toten lag?

Sie fuhr weiter.

Dann sprang sie vom Rad und ging über die Hügel. Sie sah auf die Gegend hinab, sah den Kafferturmer Kirchturm in der Ferne und die weißen Giebel der Apotheke und die Wälder, die das Naerumsche Haus umgaben.

Da stieg eine unfagbare Bitterkeit in ihrer Seele auf. Sie dachte an all den Klatfch, den diese Gegend umschloß, an alle die Stecknadelstiche, die sie bekommen hatte, an die Sticheleien und Quengeleien, an die Bosheit und Kleinlichkeit.

Woher kam das alles? Aus dem einzigen Grunde, daß sie ein Frauenzimmer war. Ein Frauenzimmer durfte sich nicht bewegen, wie es wollte, hatte nicht das Recht, sich zu äußern, wie ihm ums Herz war.

Helene hatte eine überströmende Natur; aber die springenden Quellen in ihrer Seele durften nicht dahinjagen wie wilde Bäche, wie brausende Ströme und schäumende Fluten. Sie sollten in die Mühlengräben des Lebens gezwängt, durch Schutzbretter und Schleusen gezähmt werden — dann würden die Spießbürger jubeln!

Stillsitzen mit einem Stricktrumpf oder einer Häkelnadel, mit einem Kochbuch oder einem Roman: das war das Ideal.

Aber frisch vom Herzen weg reden, lachen oder jubeln, seine Freude oder seinen Kummer hinauszingen — das duldete man nicht.

Mit einem Herrn verkehren, als wäre es ihresgleichen, wie mit einem Freund oder einer Freundin — ja, das war wohl der wundte Punkt!

Und dann stand es klar vor ihr. Arbeit war die große Aufgabe — aber kein freies und herausforderndes Auftreten.

Sie war vielleicht zu kühn und rücksichtslos gewesen zwischen allen den Strickzeugen und Häkelnadeln. Aber sie würde gern ein Opfer bringen! Darauf kam es ja allein an.

Ein Wärmeschauer durchrieselte sie trotz dem kalten Abend; es war, als ob das Blut heißer durch ihre Adern rollte bei dem Gedanken an den Entschluß, den sie gefaßt hatte.

Schnell auf das Rad und in den Wald hinein.

Hier mußte sie langsam fahren. Wie still war es, und wie sonderbar leuchtete der Mond zwischen den weißen Säulen! Aber hier in dem schweigenden, einsamen Walde wollte sie noch einmal recht aus voller Brust singen. Und sie stieg vom Rad und sang in die Bäume hinein.

Dann ging sie langsam weiter. Da hörte sie am Rande des Waldes ein Rad von der entgegengesetzten Seite herankommen. Und ehe sie sich versah, hielt Holmsted neben ihr.

Er sprang ab und grüßte erstaunt und etwas befangen wegen der unerwarteten Begegnung und wegen ihrem strahlenden Gesicht.

Als sie einen Augenblick nebeneinander gestanden hatten, sagte er plötzlich: Ein schöner Abend!

Sie meinen neulich, beim Grafen?

Nein! antwortete er mit einer so sonderbaren Betonung, daß Helene erschrocken sagte: Ich glaubte, ein weltverachtender Klosterbruder stünde zu hoch, als daß er sich über eine alte Wahrsagerin ärgern könnte.

Er richtete sich auf und antwortete überlegen: Der Weltverächter ärgert sich selten; dazu läßt er sich nicht herab, aber er empfindet oft Mitleid, wenn die Kinder der Menschen zu unbändig werden.

Da schoß ihr alles Blut in die Wangen, und sie sagte: Jetzt will ich Ihnen etwas sagen, Herr Doktor: das Menschenkind, das hier vor Ihnen steht, hat an diesem schönen Abend einen großen Entschluß gefaßt, um Frieden zu finden: Es verheiratet sich niemals!

Holmsted entgegnete unsicher: Dergleichen Beschlüsse kann man nicht fassen!

Aber das haben Sie doch selbst —

Wer sagt, daß es deswegen richtig sei? Man kann doch niemals wissen —

Freilich, das ist allerdings sehr richtig! Haben Sie Dank, Herr Doktor, denn Sie haben mir den einzigen Weg zu Glück und Frieden gezeigt — jedenfalls den einzigen, den es für ein Frauenzimmer gibt.

Sie sprang aufs Rad und saufte davon.

Er blieb noch eine Weile stehn, ganz verwirrt. Dann machte er in der schönen Nacht noch eine lange Fahrt und kehrte erst spät nach Hause zurück.

## 24. Das Bild

In der letzten Zeit war eine Veränderung mit Helene vor sich gegangen. Sie lebte nur noch für den Unterricht und für Anna und Preben.

Es war jetzt Ende März. Der Winter war schon lange zu Ende. Regen und Schnee wechselten mit Sturm und Sonnenschein. Hin und wieder kamen noch Nachfröste, am Tage aber taute es.

Gelbe Granthis und weiße Schneeglöckchen hatten schon lange im Garten des Apothekers geblüht. Jeden Nachmittags saß Helene mit Anna und Preben in der Dämmerung oben in ihrem Zimmer am brennenden Ofen. Sie erzählten sich abwechselnd Geschichten. Preben erzählte immer von Rothhäuten, die auf allen vierten durch den Urwald krochen und den Tomahawk gegen die Weißen schwingen.

Heute war die Reihe an Anna. Aber als sie anfangen wollte, sah sie Helenens bleiches Antlitz, das vom Ofenfeuer beleuchtet wurde, und sie brach in Tränen aus.

Weshalb weint mein Herzenskind? fragte Helene und nahm sie auf den Schoß.

Weil Sie so elend aussehen!

Ich! rief Helene erschrocken.

Ja, sagte Preben, ich habe recht gut gehört, wie Vater und Mutter neulich darüber gesprochen haben; aber Desideria sagte nur ihr gewöhnliches: Pah!

Fräulein Rörby, flüsterte Anna, jetzt ist bald Ihr Geburtstag!

O nein, bewahre!

Doch! rief Preben und sprang auf, doch, wir wissen es sehr wohl!

Von wem wißt ihr das?

Von Großmutter! antworteten die Kinder.

Ja, jetzt entsann sich Helene, daß sie es Großmutter einmal erzählt hatte.

Aber ihr müßt unten nicht davon sprechen, sagte sie.

Nein! riefen sie beide.

Nach einer Weile ging Preben weg.

Da schmiegte sich Anna fest an Helene und flüsterte: Jeden Abend, wenn ich im Bett liege, bete ich für Sie.

Dann ging sie leise aus dem Zimmer.

So kam Helenens Geburtstag immer näher. Es war am 27. April. Niemand hatte in der letzten Zeit davon geredet; sie glaubte fest, er sei vergessen worden. Als sie aber am Morgen ihres Geburtstages erwachte, klopfte es an die Thür, und Anna trat ein mit einem allerliebsten kleinen Kissen, das sie für Helene gestickt hatte.

Es war ein naiver Versuch gemacht worden, ein Büschel Vogelbeeren, einen Birkenzweig und einen Tannenzapfen darzustellen.

Das sind ja Ihre Lieblingsbäume, und die werden Ihnen schon Glück bringen.

Preben hatte von seinem zusammengesparten Zeugnisgeld eine lange, schmale Caudecologneflasche gekauft, fast einen halben Meter lang.

Aus Bärmland traf folgender Brief ein:

Liebste Helene! Zu deinem Geburtstag muß ich dir doch schreiben, obwohl ich den ganzen Winter nichts von dir gehört habe. Ich hoffe aber, daß du gesund bist wie ein Fisch! Aber zur Strafe bekommst du jetzt nur einen ganz kleinen Brief.

Denn ich will dir sagen: der Winter hat in unsern Bergen ausgerast.

Es ist Frühling in mir und um mich. Da kann ich nicht still sitzen und das schwarze Meer im Tintenfaß anstarren, sondern muß hinaus und sehen, wie lustig das klare Wasser in Bach und Strom rinnt. Wach küßt die Sonne Wald und See!

Ich schicke dir kein Geschenk; schreibe mir und sage selbst, was du dir wünschst.

Du sollst es haben, du süßeste Nichte, nach der ich mich sehne, und die ich in meine Arme schließen möchte.

Die Kinder betrachteten dein Bild und fragten, ob denn die dänische Cousine nicht kommen und mit ihnen spielen wird.

Komm, komm, komm! Ist etwas, was dich beschwert, so komm und wirf es in den Strom; der hat sicherlich schon schwerere Lasten getragen.

Viele Glückwünsche von den Kindern, von Gustav und deiner värmändischen Tante  
Frederikke Mngren

Am Abend nach dem Tee hatte Großmutter Helene, Anna und Preben zu einem kleinen Schokoladefest auf ihr Zimmer eingeladen und Helene eine elegante Reisetasche mit Toiletteeinrichtung geschenkt.

Man hatte eben angefangen, Schokolade zu trinken, als es an die Tür klopfte. Und herein traten mit strengen Mienen die Kanzleirätin und Desideria. Frau Lönsberg sah um sich und sagte: Was geht denn hier vor?

Schokolade! sagte Großmutter; es ist Fräulein Rörbys Geburtstag.

Ach so! Und ein solches Fest wird in meinem Hause gefeiert, ohne daß man mir die geringste Mitteilung davon macht?

Da wurde an die Tür geklopft, und herein trat zur Überraschung der ganzen Gesellschaft Doktor Holmsted in Radlerkleidung.

Er verneigte sich, sah um sich und sagte: Ich wollte nur sehen, wie Sie sich befinden, gnädige Frau, ich kam zufällig vorüber.

Jetzt konnte sich die Kanzleirätin aber nicht mehr halten; sie sagte: Ich glaubte, Herr Doktor, Sie seien gekommen, um Ihren Glückwunsch zu bringen.

Meinen Glückwunsch — wem?

Der Gouvernante, natürlich!

Holmsted sah erstaunt auf. In welcher Veranlassung, wenn ich fragen darf?

Die Apothekerin und Desideria weideten sich an seiner und Helenens Verlegenheit, bis Großmutter den gordischen Knoten durchhieb und sagte: Geburtstag!

Hätten die unselige Kanzleirätin und die unglückliche Desideria geahnt, welche Wirkung dieses Wort hervorbringen würde, hätten sie nicht die Veranlassung gegeben, daß es ausgesprochen wurde.

Sichtbar erfreut sagte Holmsted: Darf ich Ihnen also meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen, Fräulein Rörby? Er drückte ihr warm die Hand.

Helene entzog sie ihm schnell und sah vor sich nieder.

Da sagte Großmutter: Wollen Sie nicht eine Tasse Schokolade trinken, Herr Doktor?

Nein, danke; ich sehe, es ist schon spät geworden. Und Ihnen geht es ja gut — Adieu!

Er ging, und man hörte ihn die Treppe hinabeilen.

Nach einer Weile entfernten sich auch die Kanzleirätin und Desideria.

Als Helene in ihr Zimmer kam, fand sie dort ein Pfund Schokolade und eine Dose Schachtel Pfefferminzpastillen. Auf den daran befestigten Zetteln stand: „Viel Glück!“

Das war von den Mädchen und von dem Lehrling.

Am nächsten Morgen beim Tee gratulierte ihr der Apotheker.

Am Tage nachher soll man nie — sagte seine Frau.

Aber ich habe es doch erst —

Lönsberg!

Im Laufe des Vormittags kam die Post mit dem Paket von zuhause, das Helene am vorhergehenden Tage haben sollte.

Darin war unter anderm ein Brief von Betty und ein Bild vom Vater, eine Kohlenzeichnung nach einer Photographie. Es war sehr ähnlich.

Helene entfernte sofort das Konterfei des ihr gänzlich gleichgiltigen Grafen, hängte es an eine andre Stelle im Zimmer und befestigte das Bild ihres Vaters über dem Bett.

Dann setzte sie sich aufs Rad und fuhr in das strahlende Aprilwetter hinaus.

Der Wind hatte die Wege rein gefegt, und die Sonne hatte eine Menge Keime hervorgelockt. Die frische, weiche Frühlingsluft strömte ihr wohlthuend entgegen, und sie kehrte so angeregt wie lange nicht zurück. Als sie aber in ihr Zimmer kam, sah sie, daß die Bilder vertauscht waren. Ihr Vater hing in der Ecke, und der gräßliche Ahne mit den martialischen Zügen hatte seinen alten Platz über dem Bett wieder inne.

Sie hängte sie ganz ruhig wieder um.

Auf dem Wege zu Tische begegnete sie Stine auf dem Boden und sagte: Warum haben Sie die Bilder bei mir umgehängt?

Ich habe sie nicht angerührt, das hat die Kanzleirätin getan.

Es war an diesem Tage sehr still bei Tische.

Ob es nun war, daß sie ihr böses Gewissen betäuben wollte, oder ob es eine kleine Aufmerksamkeit post festum vorstellen sollte, genug, die Apothekerin ließ Kaffee mit kleinen Kuchen servieren. Niemand sollte aber Vergnügen daran haben. Denn als man im Boudoir beim Kaffee saß, fragte Helene plötzlich: Weshalb haben Sie eigentlich die Bilder umgehängt, Frau Kanzleirätin?

Sie stellen die Sache auf den Kopf, Fräulein Rörby; Sie haben meine Dispositionen geändert!

Mit zitternder Stimme sagte Helene, während sich ihre Augen mit Tränen füllten: Aber mein Gott! darf ich denn nicht einmal das Bild meines Vaters über meinem Bett hängen haben?

Ist das Ihr Vater — der junge Mann?

Es ist Vater in seinen besten Jahren; aber er hat eigentlich niemals alt ausgesehen.

Nach einer Weile sagte der Apotheker: Ja, wenn es Fräulein Rörbys Vater ist —

Darum bleibt es doch so, wie ich es bestimmt habe! sagte Frau Lönberg, die einen Augenblick geschwanzt hatte, deren Entschluß aber durch ein unheilverkündendes Aufblitzen in Desiderias Augen bestärkt worden war.

Helene hatte sich erhoben und sagte: Ich habe das Bild schon wieder über mein Bett gehängt!

Und da soll es auch hängen bleiben! sagte Großmutter. Du willst Fräulein Rörby doch nicht verbieten, das Bild ihres Vaters über ihrem Bett zu haben! — Nun habe ich den lieben langen Tag von nichts als von dem Bilde gehört. Ich habe die Post damit kommen sehen, ich habe Fräulein Rörby den Nagel für den gräßlichen Ahnen einschlagen hören, und ich stand zufällig hinter dem Schornstein, als sie Stine fragte, weshalb es umgehängt worden sei. Jetzt will ich das Bild auch sehen!

Sie ging schnell zum Zimmer hinaus, von Preben gefolgt.

Anna blieb zurück; sie hielt Helenens Hand und sah ängstlich von ihr zu der Mutter hinüber.

Helene fühlte sehr wohl, daß es ein Pyrrhusieg sei, den sie ersochten hatte.

Man hörte der Großmutter feste Schritte auf der Treppe.

Einen Augenblick später kam Preben heruntergestürzt und rief weinend: Großmutter ist tot, Großmutter ist tot!

Alle stürzten auf den Boden, Helene voran.

Ganz so schlimm war es nun gerade nicht.

Aber in Helenens Zimmer lag Großmutter bewußtlos vor dem Bilde von Helenens Vater auf dem Boden.

Helene kniete zu ihr nieder und löste ihr die Kleider; sie schlug die Augen auf, und man stößte ihr ein wenig Wasser ein, sodaß der Apotheker, als er endlich mit Hoffmannstropfen und Zucker herbeigetrippelt kam, völlig überflüssig war.

Großmutter richtete sich mit Helenens Hilfe auf, aber sie war leichenblaß und verlangte, sofort ins Bett gebracht zu werden.

Als das geschehn war, sagte sie nur zu der Apothekerin: Laß es hängen! Dann lag sie eine Weile da, Annas Hand in der ihren.

Helene war in ihr Zimmer gegangen. Sie betrachtete das Bild des Vaters. Es hatte keinen Frieden ins Haus gebracht.

Nach einer Weile ging sie zur Großmutter hinein, die gewünscht hatte, mit Anna allein zu bleiben. Als sie Helene sah, sagte sie: Holmsted!

Helene nickte und eilte hinaus.

Nun konnte sie ihn ja mit gutem Gewissen holen; er war für sie nicht mehr als jeder andre! Sie setzte sich schnell aufs Rad und fuhr rasch los.

Es war kaum sechs Uhr, und es war noch ganz hell. Die Sonne ging jetzt erst gegen sieben Uhr unter.

Holmsted saß in seine Studien vertieft da, als er zufällig zum Fenster hinaus sah. Auf einmal hörte Madame Grönbaek ihn aufspringen, und zwar so plötzlich, daß es klang, als falle ein Stuhl um; sie eilte ans Fenster und sah eine auffallend hübsche Dame mit roter Mütze auf einem Rade daher fahren. Herr meines Lebens! rief sie; kommen sie nun schon selbst und holen sich ihn!

Holmsted stürzte hinaus und begrüßte Helene. Sie war ganz atemlos und konnte die Worte kaum hervorbringen: Entschuldigen Sie, Herr Doktor — aber Großmutter ist plötzlich krank geworden.

Das ist doch sonderbar; sie sah ja gestern Abend noch so munter aus!

Ja, es ist auch ganz unerwartet gekommen.

So geht es oft mit starken Naturen. Und sie hat ja ein sehr impulsives Temperament!

Helene erzählte die Sache mit allen Umständen und verhehlte nichts. Als sie erwähnte, wie sie Großmutter geholt hätte, sagte Holmsted lächelnd: Sie sind ja ein halber Arzt! Als sie aber ganz kurz erzählte, wie sich die Kanzleirätin zu dem Bilde gestellt hatte, das die Katastrophe herbeigeführt zu haben schien, schüttelte er den Kopf und sagte: Sie haben eine sehr schwierige Stellung dort im Hause.

Das ist gut! entgegnete sie.

Gut?

Ja, wenn man kein Opfer bringt, so lebt man nicht! Das sagt Pastor Walter.

Ja — der ist ein Hyperidealist!

Helene sah sich erstaunt in dem einfachen Zimmer um. Das einzige Bild, das darinnen war, stellte eine ältere Dame dar und hing über dem Schreibtisch, es war von einem Immortellenkranz umrahmt.

Holmsted lächelte, als er ihr Gesicht sah, und sagte: Ja, so sollten alle Menschen wohnen, wenigstens die Ärzte, die andern mit gutem Beispiel vorangehn müssen. Keine Gardinen oder Topfgewächse, und immer offene Fenster. Ist es nicht herrlich, wenn man all den Blunder vor den Fenstern los ist? Sehen Sie nur, wie das Licht hereinströmt. Das herrliche Licht und die liebe Sonne, die die Menschen ausschließen, daß sie ihrem Samt und ihrer Seide nicht schadet. Aber von alledem haben wir hier nichts!

Er schlug auf einen hölzernen Stuhl, daß es durch das Zimmer hallte.

Und was soll man mit den Staub- und Bazillenfängern, die Teppiche hetzen? Bilder liebe ich sehr — wenn ich einmal eine — ich meine — wenn ich — kurz, hier ist kein Platz für irgend etwas andres als für meine Bücher und Instrumente —

Wir Menschen sind nicht dazu da, daß wir in Häuser eingeschlossen werden, wie Nippesgegenstände in einen Nähkasten. Wir bedürfen der Natur! — Ja, lassen Sie uns jetzt zu ihr hinauskommen!

Nach einer Weile radelten sie zusammen nach Mackerup.

Madame Grönbaek sah ihnen nach, schlug die Hände zusammen und sagte entsetzt: Wenn das nicht Liebe ist, dann weiß ich nicht, was es ist!

Als Helene weggeradelt war, war Großmutter in einen leichten Schlaf gefallen, und Anna war hinausgegangen, damit sie völlige Ruhe habe.

Nach einer Weile erwachte Großmutter und sah mit einem glücklichen Lächeln vor sich hin.

Holmsted saß lange bei ihr, ihre Hand in der seinen.

Er sah ja, daß sie sehr erschüttert war, konnte aber im übrigen mit ihrem Zustande nur zufrieden sein. Im Grunde war er geneigt zu glauben, daß das Ganze ein Paroxysmus gewesen war, den der Ärger über die Geschichte mit dem Bilde veranlaßt hatte.

Als er auf den Boden hinauskam, traf er die Kanzleirätin, die ihn mit in die Wohnstube hinunternahm, wo er einem Kreuzverhör unterworfen wurde. Er sagte nur, das Ganze mache im Grunde den Eindruck eines psychischen Falles; ob eine langwierige Geschichte daraus würde, könne man noch nicht voraussehen, er empfehle aber die größte Ruhe. Daß sie in den besten Händen sei, wisse er ja.

Nach einer Weile fuhr er wieder fort, ohne Helene gesehen zu haben.

Als er aber zu ihrem Fenster hinauffah, beantwortete sie seinen Gruß sehr ernsthaft.

### 25. Wandergedanken

Die Krankheit zog sich in die Länge. Großmutter hatte vom Bett aus den Einzug des Frühlings verfolgt. Es war das erstemal, daß Großmutter ihre Morgenandacht nicht im frischgrünenden Walde gehalten hatte.

Helene, Anna und Preben brachten ihr die ersten grünen Buchenzweige und verwandelten ihr Schlafzimmer ganz in eine Laube.

Holmsted kam eines Tags mit einem wilden Rosenzweig, frisch wie ein junges Mädchen mit rosa Schleifen.

Wo er den gepflückt habe?

Er errötete leicht: An einer Waldhecke!

Sawohl! An einem gewissen Abhange, wo er vor einem Jahr ein gewisses junges Mädchen zum erstenmal gesehen hatte.

Großmutter lag fast immer ganz still, sie las nicht, sprach auch nicht viel, schien sich aber gut zu befinden. Es war etwas eignes über sie gekommen, etwas strahlendes, das sie scheinbar verjüngte. Sie schien nur zu träumen.

Wovon?

Wenn man dem wunderlichen Glanz ihrer braunen Augen glauben wollte, mußten es glückliche Bilder sein, die vor ihnen schwebten.

Indes wurde Helenens Stellung im Hause von Tag zu Tag unerträglich. Die Kanzleirätin und Desideria glaubten eigentlich nicht, daß sich Großmutter wieder erholen würde. Und sie wußten ja, daß Helene die Kranke nicht mit ihren Sorgen quälen würde. Da hatten sie ja freies Spiel. Aber Helenens bleiche und stumme Mienen waren beredte Verräter, die gegen ihren Willen Großmutter alles sagten.

Fräulein Ipsen war mit ihrer Schülerin wieder aufgetaucht. Die Wälder hallten wider von schrecklichen Tönen nach der neuesten Gesangsmethode.

Helene hatte unter dem Eindruck der Ereignisse der letzten Zeit einen mißmutigen Brief an Betty geschickt, der sie anvertraute, daß sie die größte Lust habe, ihre Stellung aufzugeben, da sie es Frau Lönnberg doch nicht recht machen könne, und die Krankheit Großmutter die Lage mit jedem Tage verschlimmre.

Als Antwort hierauf erhielt sie folgenden Brief von Betty:

Mein herzliebes Venelein!

Das hätte ich doch nicht geglaubt, da du vor einem Jahre so glücklich in deiner neuen Stellung warst, daß du jetzt so unzufrieden sein würdest. Aber du mußt wirklich sehen, daß du dich zusammennimmst. Ein Glück, daß du zwei Briefe geschrieben hast, den guten für Mutter und Katrine und den schlimmen für mich. Freilich führen wir sie ja eigentlich an und lügen ihnen was vor. Und du weißt ja doch, daß die Lüge das Kopfkissen des Teufels ist. Ja, ich habe auch zwei Briefe an dich schreiben müssen. Den einen habe ich erst Mutter gezeigt und ihn dann in den Frederiksberger Kanal geworfen — nachdem ich ihn in ganz, ganz

kleine Stücke zerrissen hatte; die Schwäne werden ihn verzehrt haben — er war auch so süß wie Zucker. Den andern schicke ich dir.

Ja, ich hätte dich eigentlich ausschelten sollen, einen solchen Schrecken hast du mir eingejagt; aber ich bringe es nicht fertig, du Wurm!

Höre, liebste, süßste und schlimmste Helenelein, du darfst wirklich nicht, wie du sagst, daß du es vorhast, deine Stellung kündigen und dir eine andre suchen. Wer sagt, daß die besser wird? Fräulein Mikfelsen sagt immer, man solle das schmutzige Wasser nicht wegschütten, ehe man reines habe. Und den Fall angenommen, daß du nicht gleich etwas wieder findest! Du weißt natürlich, daß sich niemand mehr nach dir sehnt als wir, die wir die süßen Grübchen in deinen Wangen jetzt über ein Jahr nicht gesehen haben. Und wir freuen uns ja auch schrecklich darauf, dich in den Sommerferien wiederzusehen. Aber Mutter würde es sich sehr zu Herzen nehmen, wenn du plötzlich aufbrächst, und sie hörte, daß es dir so schlecht ergangen sei. Und ich glaube nicht, daß du es aushalten könntest, hier in der Stadt zu sein, wo du nun solange auf dem Lande gewesen bist. Ich kenne dich auswendig und inwendig, ja, wirklich. Stelle dir nun einmal vor, daß es sich mit dir in die Länge zöge! Denn nun wirst du wohl scheu sein nach diesem ersten Versuch. „Das gebrannte Kind scheut ja bekanntlich das Feuer!“ Das habe ich ihnen gestern in der Vorbereitungs-Klasse erklärt. Und wir sind wirklich nicht in der Lage, so eine Prinzessin wie dich zuhause zu haben!

Liebe Helene, wir teilen einen geräucherten Hering in drei Teile; Katrine und ich zanken uns in der Regel um den Kopf. Aber wenn du nun kommst, was dann? In vier Teile können wir ihn wirklich nicht teilen.

Mutter fragte heute, warum meine Augen so rot wären. Ich sagte, sie hätten Zug gefrlegt. Ja, das ist auch wirklich wahr: ein kalter unbehaglicher Wind ist von Zütland hier herüber geweht. Und ich habe alles auffacken müssen. Das will ich ja auch gern; aber, liebste, süßeste, beste Helene! gib doch um Gottes willen die Wandergedanken auf!

Hast du nie versucht, der Kanzleirätin was zu sticken? Könntest du ihr nicht zum Geburtstag ein Kissen mit einem weißen Schwan auf blauem Grunde machen? Ich habe doch schon gehört, daß so etwas geholfen haben soll. Denn — auf deinem Platz bleiben mußt du! Großmutter wird sich schon wieder erholen, und der liebe Gott wird ja nie krank.

Küsse Großmutter und Anna und grüße Preben.

Deine dich liebende Betty

Nach Empfang dieses Briefs hatte Helene eine schlaflose Nacht. Sie wollte gern ein Opfer bringen. Ein großes, wirkliches Opfer für eine große Sache. Freilich, die Sache war ja groß genug: sie kämpfte für die Mutter und die Schwester; aber sich von Gänsen tottreten lassen, das war doch ein langsamer Tod! Und sie durfte doch wohl auch ein klein wenig an sich selbst denken! Konnte sie es verantworten, sich von dieser dummen Kanzleirätin und ihrer unausftehlichen Tochter und von allen den Klatschbasen der Gegend langsam zu Tode martern zu lassen? Was sie aber die Stellung auf, was dann?

Nein, sie mußte aushalten.

Der Mond schien durch das Fenster und auf das Bild des Vaters. Es war ihr, als lachte er ihr zu.

Und als der Tag dämmerte, schlief sie ein. Erst als die Sonne anfang zu scheinen, und die Vögel zu fliegen begannen, fand Helene Ruhe vor ihren rastlosen Gedanken.

(Fortsetzung folgt)

